

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 10

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

8. März 1919

□ □ König Unfried. □ □

Von Alfred Huggenberger.

Unfriede will auf Erden
Herr und König werden.

Tausend Schlete spreiten
Seinen Mantel über die Weiten.

Er donnert durch Hain und Klüste,
Er tötet die Stille der Lüste.

Er sprengt der Großstadt Ringe,
Daß sie den Acker schlinge.

Es raunen Draht und Schienen:
„Wir dürfen dem König dienen“.

Mein Dorf, ihr Felderbreiten,
Verhehlt eure heimlichkeiten!

Sie werden euch zum Geschicke
In Unfrieds lustnem Blicke.

== Die Königschmieds. ==

Roman von Felix Moeschlin.

10

Bald ist es zwölf. Dann wird mit dem letzten Glöckenschlage die Frist ablaufen, die man den Klosterherren zum Verlassen der Wohnstätte gestellt hat. Da knien alle nieder, die auf dem Kirchplatz versammelt sind, und beten und werden nicht müde und spüren die spitzen Steine nicht. Sie beten laut und heftig im Chor. Die Kinder hell und einstönnig, fast als wüßten sie nicht, was sie tun; aber man braucht ihnen nur in die Augen zu sehen, so erfährt man ihre brennende Andacht. Die Frauen mit gebrochenen Tönen in ihren hohen Stimmen, daß es sich bisweilen anhört wie Schluchzen, aber wie das Schluchzen eines Hessenden, der voll Hoffnung ist und dem das Schluchzen etwas Fremdes bedeutet, etwas Erbärmliches, aus einem Winkel der Seele hervorgeboren, wo seine Gewalt zu Ende ist. Die Männer tief, stürmisch, mit etwas Grossdem darin, mit einer Inbrunst, die stärker ist als die, mit der sie in den Nächten wohl um Liebe flehn. Und nicht nur Inbrunst, nein, Wollen vor allem, Erzwingenwollen. Gott muß das Kloster retten!

Es schlägt zwölf. Da werden die Worte ihres Gebetes schredlicher. Viktor ist es, der sie vorspricht:

„Gott, Gott, hilf deinen Kindern. Schlag' den Amtsschreiber nieder und töte seine Knechte, wenn sie deine heiligen Diener berühren. Strafe ihren Leib und wirf ihre Seelen in die ewige Verdammnis.“

So geht die Stimme Viktors voran, und die andern folgen, nehmen Saz um Saz, Bitte um Bitte auf und geben ihnen die furchtbare Kraft ihrer vereinten Stimmen.

Der Amtsschreiber, der noch vor einer halben Stunde überlegen lächelnd durch die Reihen der Betenden gegangen ist, steht an einem Klosterfenster und hat das Lächeln verlernt. Er will den Landjägern befehlen, die Felsenherren mit Gewalt hinauszuführen. Aber er kann nicht. Die Worte der Menge kommen über ihn und machen ihn schwach. Er spürt Kräfte, gegen die er sich nicht wehren kann. Das ist wie eine haushohe Flut, die auf ihn einströmt und ihn unter sich begräbt. Er will sich dagegen anstemmen und sagt sich zum hundertsten Male, daß dies alles ein Unsinn ist. Aber Stoß um Stoß kommt die gellende Stimme Viktors, Stoß um Stoß stürmt die brutale Wucht der schreienden Menge hinter ihm drein:

„Gott, Gott, schlag' den Amtsschreiber nieder und töte seine Knechte.“

„Gott, Gott, straf' ihren Leib und wirf ihre Seelen in die ewige Verdammnis.“

Dem Amtsschreiber ist es, als schläge man mit Knüppeln auf ihn ein, und die Landjäger sind gleich hinter ihm. Er fühlte sich matt und willenlos. Er hat nur einen Wunsch noch: daß diese furchtbaren Säze endlich aufhören, gegen

ihn anzurennen. Daß dieses Schreien endlich verstumme, das so laut und kräftig ist, daß er sich nichts Lauteres mehr vorstellen kann, und das sich doch immer noch steigert. Wie laut soll es denn noch werden? Soll ihm der Schädel zerspringen?

Er preßt die Fäuste vor die Ohren und läßt sich auf einen Stuhl sinken. Ein Landjäger tappt zum offenen Fenster und schließt es zu. Aber die Stimmen der Betenden dringen durch Scheiben und Fäuste. Heiser sind sie geworden, aber das macht sie nur um so schrecklicher:

„Gott, Gott, schlag' den Amtsschreiber nieder und töte seine Knechte.“

„Gott, Gott, straf' ihren Leib und wirf ihre Seelen in die ewige Verdammnis.“

Im Kapitelsaal sitzen die hochwürdigen Herren um ihren Abt und warten. Und ihre Hoffnung wächst mit jedem Ruck, den der große Uhrzeiger macht. Schon ist es zehn Minuten über zwölf, und noch hat sie niemand hinausgetrieben.

Da zeigt sich ein Landjäger unter der Tür. Aber er sieht verstört aus und schlottert. Und endlich stammelte er: „Der Amtsschreiber ist tot vom Stuhle gefallen.“ Da neigen alle ihr Haupt, um Gott für seine Hilfe zu danken und für die arme Seele ihres Verfolgers zu beten.

Ein Laienbruder läuft hinaus auf den Kirchplatz. „Der Amtsschreiber ist tot,“ schreit er in der Pause zwischen zwei Bitten. Da springen sie alle auf und jubeln vor Freude. Jetzt wird es niemand mehr wagen, ihr Kloster zu zerstören. Und dann geben sie der Müdigkeit nach, die sich nun plötzlich übermäßig zeigt nach so viel Aufregung und Beten. Sie setzen sich wohin es kommt, wischen sich den Schweiß von Stirne und Gesicht und sind froh, still sein zu dürfen, denn die Spannung hat sich gelöst, die sie so lange bei Kräften erhielt. Ihr Triumphgefühl findet nur noch Mienen und Blicke und Flüsterworte, um sich auszudrücken. Viktor ist so selig müde, daß er am liebsten sterben möchte. Nur sein Vater bleibt aufrecht stehen und schaut voll Spannung nach dem Kloster, als müsse noch etwas geschehen.

Der Amtsschreiber liegt neben seinem Stuhl auf dem Boden und röhrt kein Glied. Die ratlosen Landjäger stehen im Gang und fürchten sich vor dem Toten. Und jeden Augenblick erwarten sie bang, daß auch auf sie das Schicksal herabkomme, das den andern getroffen hat.

Aber vermag ein Toter die Augen wieder aufzuschlagen? und den Kopf zu heben und sich umzusehen? und sich auf die Hände zu stützen und aufzustehen, wie es der Amtsschreiber tut? Es müßte schon ein Wunder geschehen sein. Aber bei ihm kann es sich nicht darum handeln, das wird der frömmste Katholik nicht behaupten. Er ist einfach aus seiner Ohnmacht wieder erwacht und findet sich jetzt langsam in die Wirklichkeit zurück.

Mit Behagen merkt er, daß das gräßliche Schreien verstummt ist. Die Stille tut ihm wohl. Jetzt lächelt er wieder und spöttelt innerlich über seine Schwäche. Sich so beeinflussen zu lassen! Es ist ihm unverständlich. Es muß noch ein Rest von kindlicher Frömmigkeit in ihm gewesen sein, der sich dupieren ließ. Sei es wie es sei. Jetzt gilt's, rasch seine Aufgabe zu Ende zu führen, sonst fangen die

Bauern wieder mit dem Beten an und dann soll der Ruckus wissen, ob er nicht wieder ohnmächtig wird.

„He da, Landjäger, führt die Klosterherren hinaus!“

Die Landjäger starren auf den Wiederbelebten, der unter der offenen Türe steht, und kriegen einen solchen Schreck, daß sie schwach werden in den Knieen.

„Ja . . . seid . . . Ihr nicht tot?“

„Meinet ihr ich sei tot? und die Bauern wohl auch?“

Der Amtsschreiber muß laut auflachen.

„Nein, so schnell geht das nicht! An die Arbeit, marsch!“

Die Landjäger denken, daß es also nicht so schlimm um den Zorn Gottes bestellt sein müsse, und gehorchen. Was sollen sie auch anderes tun? Es ist ihre Pflicht. Und wenn sich jemand gegen ihre Anordnungen sträubt, so fassen sie härter an. Und wenn jemand nicht gutwillig geht, so zwingen sie ihn dazu. In diesem Handwerk haben sie Uebung, das erfahren die Klosterherren.

Wieder läuft ein Laienbruder auf den Kirchplatz hinaus und schreit den Bauern etwas zu. Aber diesmal ist es nichts, um sie jubeln zu lassen. Diesmal legt es sich noch schwerer auf sie als ihre Müdigkeit. Diesmal drückt es sie zu Boden.

Es ist kein Wunder geschehen. Alles war umsonst. Sollen sie nochmals auf die Erde knien und zum Himmel schreien? Aber sie sind so müde. Und scheint es nicht wahrhaftig Gottes Wille zu sein, ihnen jede Hilfe zu versagen?

Sie schauen auf Viktor. Aber der hat keinen flammenden Blick mehr, kein feuriges Wort. Er staunt auf einen Zug, der aus dem Kloster kommt. Und er macht ein Gesicht, als traue er seinen Augen nicht.

Die Felsenherren ziehen über den Platz, in ihren schwarzen Mänteln, zu zwei und zwei, neben und hinter ihnen die Landjäger, als letzter der Amtsschreiber.

Der Abt segnet die Bauern. Das gibt einen kurzen Aufenthalt. Noch ist es Zeit für ein Wunder. Viktor zittert vor Aufregung und schmerzender Spannung. Er wartet auf Gott. Noch einmal. Aber der Unsichtbare, Allmächtige, der die Hand hat über Himmel und Erde, zeigt sich nicht.

Der Zug geht weiter. Er biegt nach rechts ab, Fluhwil zu. Und er verschwindet hinter Bäumen und Büschen, und nichts anderes mehr ist zu sehen als eine leere, weiße Straße; die im blendenden Sonnenscheine liegt unter dem fröhlichen blauen Himmel.

Der Königshmied lächelt zufrieden. Viktor starrt vor sich hin. Und die Leute sprechen durcheinander: „Man muß sich drein schicken. Was sein muß, muß sein. Es ist nun einmal so bestimmt. Vielleicht, um uns für irgendeine Sünde zu bestrafen. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall ist es Gottes Willen, denn wir haben getan, was wir konnten. Nun muß man halt nehmen, was kommt. Und wer weiß, vielleicht ist es gar nicht so schlimm. Erst abwarten, dann urteilen. Und wenn es schließlich mehr Geld in unseren Schulfonds gibt und billig läufiges Ackerland, müßte man ein Narr sein, wenn man sich noch weiter dagegen wehrte. Vorläufig können wir nichts anderes tun, als wieder nach Hause gehen und die Werktagskleider anziehen.“

Viktor hört mit halbem Ohr, was sie sprechen, und es kommt ihm einen Augenblick in den Sinn, ihnen zuzurufen:

Ihr habt ja eure Werktagskleider schon wieder an. Aber dann läßt er es bleiben und besinnt sich auf sich selbst. Was gehen ihn die anderen an. Hat er nicht mit der eigenen Erfahrung genug zu tun? Steht nicht sein wertvollstes Besitztum in Flammen und verlangt alle seine Kräfte, damit es nicht völlig zugrunde gehe? Aber mag es zugrunde gehen, er ist lahm und schwach. Und schlimmer als das: er freut sich ja am Brande, mit der höhnischen Lust, mit der man sich an eigenen Schmerzen wollüstig weidet.

Hei, wie lodert das Feuer in seinem Geiste! Da steht sein ganzes Seelenheiligtum in Flammen, das er gebaut hat, seitdem er mit den Heiligenbildchen sprach. Der Turm, den er errichtet hatte bis zum Himmel, sinkt in sich zusammen. Und es verbrennen alle Heiligen, es verbrennen alle Wunder, alle himmlischen Städte gehen in Flammen auf. Und was am schrecklichsten ist: Gott selbst verbrennt. Was in ihm war und über ihm, was er fühlte und spürte, sah und hörte, das Mächtige, Unbegreifliche, der Herr über alles, sein Führer, sein Retter, sein Gott, das schwindet und verfliegt wie leichtes Papier, das im Sturmwind Feuer fängt und lichterloh aufflammt und dann zusammenstinkt und mühsam flackert, immer kleiner und schwächer, bis es zu einem hüpfenden Flämmchen zusammenschrumpft, zu einem dünnen, halblebigen Lichtlein, und endlich erlischt.

Und er sagt zum Königshmied, der wie wartend neben ihm steht:

„Vater, ich werde kein Pfarrer!“

„Ich dachte es mir.“

„Warum dachtest du es dir?“

„Du wolltest zu viel! drum wußte ich schon gestern abend, was kommen werde.“

„Heut bin ich ein anderer als der, der ich gestern war. Ich weiß nicht, was ich tun werde.“

„Das wird sich alles geben. Mach das Jahr auf dem Gymnasium fertig und dann wollen wir weiter sehen.“

„Ich will es versuchen.“

„Viktor, ich danke dir.“

„Wofür?“

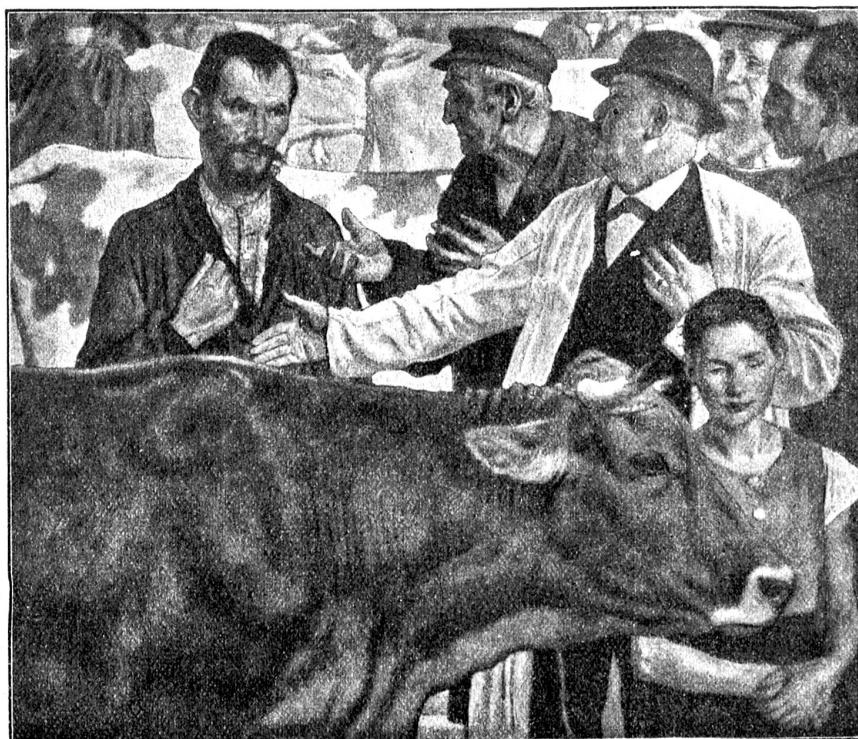
„Dah du wieder mein Sohn geworden bist.“

„Glaubst du, es sei gut?“

„Ja, jetzt wird alles gut.“

„Ich weiß es nicht . . .“

Nein, er wußte es nicht, als er vom Königshofe wegging, um nach seinem Städtchen zu wandern, zu Fuß, auf eigenen Wunsch, um nicht ruhig und untätig auf einem Fuhrwerk sitzen zu müssen oder in einem Eisenbahnwagen mit anderen Leuten zusammen, die ihn stoßen und drängen, die mit ihm schwatzen und neugierige Fragen stellen. Und er sehnte sich danach, müde zu werden, um die Ruhe des Todes zu haben und keine Gedanken mehr.



Der Kuhhandel. (Nach dem Gemälde von K. Würtemberger, Zürich).

Wieder stand der wolkenlose Himmel über ihm. Und er sagte zu sich selbst:

„So ist mein Himmel geworden, den ich in der Seele trug, so leer und ohne Inhalt. Nichts habe ich mehr. Ich bin ärmer als alle anderen.“

Was für Gemüter haben sie denn, daß sie doch weiter glauben an Gott und die Heiligen und weiter leben in alter Weise, als sei nichts geschehen? Und in die Kirche gehen, als sei noch alles wie vordem?

Nur ich hab' alles eingesetzt und alles verloren. Wie sagte mein Vater: Du wolltest zu viel. Ja, alles will ich. Oder dann lieber nichts. Und das ist mir jetzt geworden.

So mag es wohl eingerichtet sein in der Welt: wer höher klettert als die andern, der fällt auch tiefer als sie.“

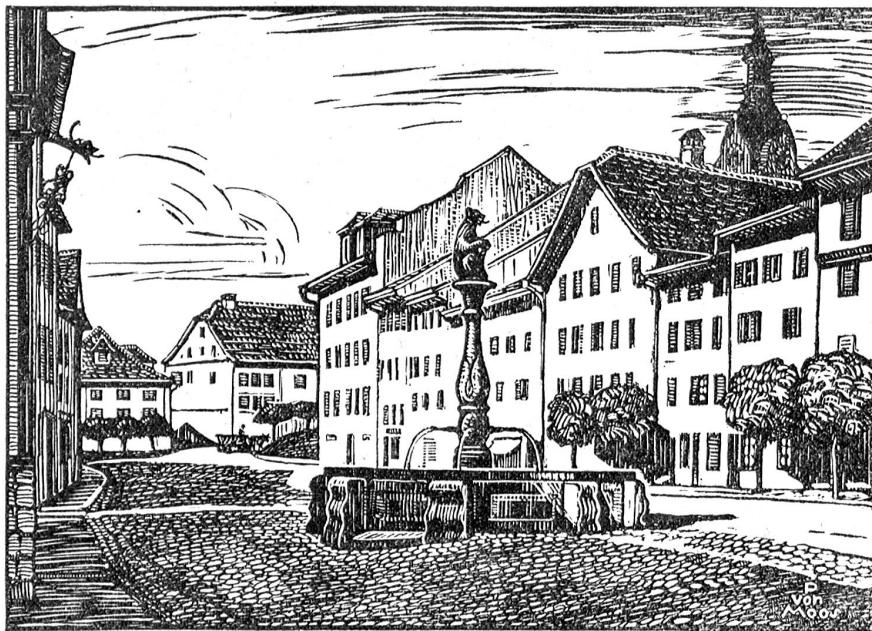
Und Viktor kam zu den Feldern in der Au. Da blieb er stehen, denn so stark drängten sich die Gedanken in seiner Seele, daß es ihm war, als könne er nicht verstehen, was sie sagen, wenn er nicht die Augen schließe und alle Glieder stille halte.

Und die Gedanken sprachen:

„Auf die Erde bist du gefallen. Tiefer kannst du nicht mehr fallen. Das ist ein Halt, denn dir niemand mehr rauben kann, ein Besitz, der dir bleibt, so lange du lebst.“

Da tat er die Augen auf und sah die Erde zum erstenmal als ein herrliches Ding und er mußte lächeln, wenn er daran dachte, wie blind er gewesen war, als ihm sein Vater den Hof gezeigt hatte, vier Jahre zuvor.

Er beugte sich zum Ackerboden und nahm eine Scholle in die Hand. Fest und schwer lag sie zwischen seinen Fingern. Außen hellgelb und hart, innen weichkrumelig und dunkel. Ein Gemenge von feinen Würzelchen, von Steinchen und eben dem Geheimnisvollen, was man Erde nennt und von dem man sich nichts weiteres sagen läßt, als daß es aus-



Luzernische Landstädtchen: Rathausplatz in Sempach

sieht wie Sand und so fein zerrieben werden kann, daß es an der Haut haftet und ihre Linien sichtbar macht. War hier nicht ein größeres Wunder als alle die anderen, von denen man es behauptete? Und ein Wunder, das sich immer wieder erneut: diese Erde, die auch dann noch voll Feuchtigkeit ist, wenn die Oberfläche des Bodens schon hart und trocken daliegt; die noch voll lauer Wärme steht, wenn die Luft schon kalt ist und Wasser, Wärme und Kraft dem Samenkorn schenkt, das sie umhüllt.

Viktor freute sich an dieser Ackerholle und daran, daß er endlich sehend geworden war für ihr Wesen. Und er nahm Heu auf, liebes, gutes Heu, das die Kuh nährt den langen Winter durch. Er herauschte sich an seinem Duft, der wie eine Erinnerung an Blüten ist, aber mit einer Würze, von der man gar nicht weiß, daß sie im Grase steht, und etwas Schwülem, Atembedrückendem, wie es zur Herbstzeit in den Kellern liegt, wo die Bottiche stehen mit den gären- den Trauben. Und er verwunderte sich, daß er sich schon die Nacht vorher an diesem Duft gefreut hatte. War die Erkenntnis, die erst jetzt in sein Bewußtsein stieg, schon damals in ihm gewesen? Ist es so weit vom Fühlen bis zum Darum-Wissen, wie von den Sternen zu uns, deren Licht wir auch noch sehen, wenn sie schon längst erloschen sind? Machen wir es wie Soldaten im Kriege, die schon zu Tode getroffen sind und doch noch weiter stürmen, als sei nichts geschehen, bis sie plötzlich zusammenbrechen? O wieviel war da noch zu denken. Wie gut, daß er endlich den Himmel verloren und die Erde gewonnen hatte.

Und er stand an ein Roggenfeld und ließ seine grünen Hälme durch die Finger gleiten und freute sich an ihrer elsenbeinernen Glätte und ihrer biegsamen Festigkeit. Er griff an ihre schmalen Knoten, die so hart sind wie Stein und so zweckmäßig und sauber wie Maschinengelenke. Und er fühlte eine Befriedigung dabei, wie ein Schmied, der eine Riete prüft, die er gehämmert hat, und sieht, daß sie gut ist. Und er ließ seine Blide an der Pflanze auf-

steigen: Vom Boden an, wo der Stengel ganz hell ist und das Blatt dürr, zu den gelbweiss gestreiften Halmgliedern, die sich verjüngen, bevor sie an die Knoten stoßen; zu den glänzenden Blättern, die auf den rotbraun angelaufenen Knoten stehen und anfänglich wie eine Scheide den Halm furchtsham umklammern, bis sie sich endlich mit plötzlichem Mute frei fliegen lassen wie Wimpel vom Mast; hinauf zum Halmende, wo die blauweissen Härchen stehen, und zum dichten, zopfartigen Gefüge der Lehren, an der die langen Grannen silbrig glänzen. Und alles dünkte ihn schön und unvergleichlich und gewann noch liebenswertere Gestalt, wenn er daran dachte, daß viele große Felder voll solcher Hälme der einst nach seines Vaters Tod für ihn die Früchte tragen würden.

Und er begrüßte den weit ausladenden Apfelbaum, der im Ader stand, als einen neuen Freund, mit dem er von nun an zusammengehen wird, sein Leben lang.

Und er grüßte das schnelle Wasser, das klar und glitzrig zu seinen Füßen dahinfloß, um weiter niederwärts eine Mühle zu treiben, und dachte dabei, daß es vielleicht später einmal sein eigener, treuer Diener sein werde.

Und weiter ging seine beglückende Entdeckerfahrt, über Wiesenpfade und Waldwege, über Landstraßen und Dorf- gassen, bis er müde war vom Gehen. Da ließ er sich be-



Winkelrieddenkmal auf dem Schlachtfelde ob Sempach.

haglich an einem Wirtstische nieder und genoß die Freuden des Ausruhens und Essens und Trinkens. Und wie er seinen

vollen Geldbeutel aufstat und bezahlte, da begriff er auf einmal, daß er ein reicher Bauernsohn sei mit einem Haufen Geld, das ihm alles verschaffen kann, was er will.

(Fortsetzung folgt.)

Luzernische Landstädtchen: Sempach.

Von W. Lädrach.

IV.

Kurz nachdem man Münster verlassen hat, trifft man eine kleine Kapelle neben einem großen Findling und dabei die Inschrift:

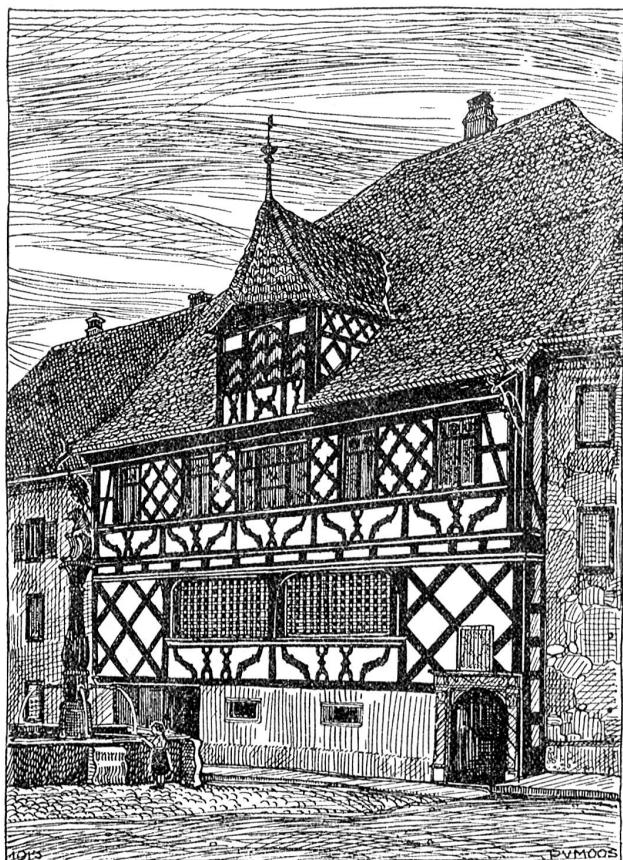
„Eine edle deutsche Eiche ruhte einst auf diesem Stein.“

Herzog Leopolds Leiche soll hier gerastet sein.“

Und mit der Erinnerung an die historischen Ereignisse tritt man bald darauf in den Wald auf den Höhen über dem Sempachersee.

Hören dann endlich die Tannen auf, so leuchten in der Ferne die Bierwaldstätteralpen, weitet sich der See, lehnt sich weit in der Tiefe das „alte, nicht gar große“ Städtlein an dem Hang. Der Anblick ist überwältigend.

Sempach selber hat im vergangenen Jahrhundert vergessen, daß es seinen Namen einzige der Geschichte zu verdanken hat, und beschloß in einer Anwandlung von Grözenwahn, Großstadt zu werden. Das bekam ihm übel. Jetzt ist das untere Tor weg, das Ochsentor auch, klaffende Löden sind da. Neben dem obern Tor, das wunderbarerweise, wahrscheinlich seiner Uhr wegen, erhalten blieb, wurde ein Haus abgebrochen, um der Straße breitern Eingang zu gewähren. Aber trotz der gähnenden Löcher oben und unten an der Gasse blieb der Verkehr aus und Sempach blieb still, stiller als früher. Verträumt steht das Rathaus an der Hauptgasse, zu baufällig, um noch Ratsitzungen aufzunehmen, Wäsche hängt im Saal, und mit der Schultheißenherrlichkeit ist's auch hier vorbei. Leer sind auch die Wirtshäuser, denn noch schlimmer als Sursee erging's Sempach, die Eisenbahnstation ist mehr als eine halbe Stunde von



Luzernische Landstädtchen: Das Rathaus in Sempach.

ein ganz kleines Bauernstädtchen, das ohne Winkelried und Sempacherbrief von keinem Menschen genannt würde.

Aber der Löwe auf der hohen Säule vor der Kirche erinnert an Sempachs großen Tag, und alljährlich am Montag den neunten Juli oder am darauffolgenden Montag mahnt die Schlachtfeier an vergangene Zeiten.

Von den luzernischen Landstädtchen hat Sempach die größte Geschichte und die kleinste Gegenwart, verdient das aber auch für sein pietätloses Verhalten an seinen Ringmauern und Türmen, die es einst retteten.

Und nun geht unsere Wanderung bald ihrem Ende entgegen. In wenigen Stunden ziehen wir hinter der Muesegg in die Hauptstadt ein.



Hexenturm in Sempach.

der Stadt. Am stillsten ist's in den wenigen Nebengäßlein, wo nur Hühner herumspazieren. Sempach ist also heute

Ob sich auch manche Türe leif' . . .

Ob sich auch manche Türe leif',
Ganz leise hinter Glück und Wollen
Verschließt, ob auch mit rauhen Schollen,
Der Tag bedeckt manch Blütenreis:

So lang die letzte Türe nicht
Sich ewig schließt, bleibt uns beim Schreiten
Durch wechselvolle Lebensweiten
Der Hoffnung mildes Sternenlicht.

Johanna Siebel.

Unsere Lebensmittelrationen.

Dem originellen Einfalle eines aufmerksamen Lesers verdanken wir die beiden Abbildungen dieser Nummer, von denen die eine die sämtlichen Lebensmittelarten pro Februar 1919, die andere die Menge dieser Lebensmittel in photo-